Zeitschrift: Mitteilungen der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich
Herausgeber: Antiquarische Gesellschaft in Zürich
Band: 79 (2012)

Artikel: Geplante Altstadt : Zürich, 1920-1960
Autor: Fischli, Melchior
Kapitel: 1: Einleitung
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1045713

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

1 Einleitung

> «Was die Erhaltung wichtiger bedeutungsvoller historischer Gebäude betrifft, so halte ich dafür, dass man bei einer in die Zukunft gerichteten Lösung des Bebauungsplanes darauf keine Rücksicht nehmen sollte. Wir haben nicht die alte Kultur zu erhalten, sondern eine neue zu schaffen.»[2]
> Karl Moser, 1930

> «In der sanierten Altstadt muss der typische Charakter und der feingliedrige Masstab erhalten bleiben. Das bedeutet nicht unbedingt den Fortbestand aller alten Häuser.»[3]
> Albert Heinrich Steiner, 1949

Auf den ersten Blick werden Altstädte meist als Hort der Tradition und Rückzugsort angehaltener Geschichte verstanden, als «authentischer» Überrest vergangener Zeiten, deren Spuren anderswo längst getilgt sind. Gleichzeitig gibt es in Westeuropa wohl kaum mehr ein zusammenhängendes Altstadtquartier, das während der letzten hundert Jahre nicht Ziel von Sanierungskampagnen gewesen, in dem nicht Ersatzneubauten errichtet oder eingreifende Restaurierungen durchgeführt worden wären. Auch die Zürcher Altstadt war seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert und noch bis in die 1950er Jahre hinein Ziel von Planungen, Sanierungskampagnen und baulichen Eingriffen, welche jeweils in unterschiedlicher Form eine weitgehende Erneuerung der alten Stadtteile vorsahen. Die Etappen dieser im Zusammenhang heute weitgehend vergessenen Entwicklungen sind Thema dieses Buches.

Als einzelne sind viele der Bauten und Projekte, auf die im Verlauf des Textes einzugehen ist, in Zürich allerdings auch heute nicht unbekannt. Dies gilt etwa für das Projekt, das Karl Moser 1933 erarbeitete. Als Professor an der Eidgenössischen Technischen Hochschule (ETH) und dann als Vorsitzender der Congrès internationaux pour l'architecture moderne (CIAM) zu einem Gründervater der modernen Architektur in der Schweiz und zur Bezugsfigur für die junge Generation unter den hiesigen Architekten geworden, legte Moser Zeichnungen, Pläne und Fotomontagen vor, welche an der Stelle der Zürcher Altstadt eine Zeilenbebauung mit modernen Geschäftshäusern zeigen. Die utopischen Vorschläge, die Le Corbusier einige Jahre zuvor an Paris vorgeführt hatte, fanden damit ihren Reflex an der Limmat. Mosers Projekt aber geriet in Vergessenheit, bis es in den 1970er Jahren zum architekturgeschichtlichen Sinnbild eines «imaginären Zürich» wurde; jüngst war es wieder und sogar gleichzeitig im Zürcher Stadthaus und im Kunsthaus zu sehen – einmal zusammen mit weiteren «verpassten» Projekten für die Stadt, im anderen Fall mit dem Œuvre des Architekten.[4] Weniger wegen ihres Stellenwerts im kollektiven Imaginären der Zürcher Stadtentwicklung sind die Amtshäuser zu beiden Seiten der Uraniastrasse bekannt; vielmehr bleiben sie wegen ihrer realen baulichen Präsenz kaum einem

Bewohner oder einer Besucherin der Stadt verborgen: Hier hatte der um 1900 in Zürich vielbeschäftigte Architekt Gustav Gull Eingriffe in die Altstadt geplant, die sich in ihrem Ausmass nur graduell von Mosers späteren Projekten unterschieden, im Unterschied zu diesen aber in wesentlichen Teilen tatsächlich realisiert wurden.[5] Ein geläufiger Bestandteil des Zürcher Stadtbilds ist auch das Hotel «Storchen», das 1939 gegenüber dem Rathaus erbaut wurde und seither das Bild des linken Limmatufers bestimmt. Nicht unbekannt dürften den meisten Zürcherinnen und Zürchern sodann die Hofräume sein, die sich da und dort an die engen Gässchen der rechtsufrigen Altstadt anschliessen und oft von erstaunlich kahlen Brandmauern begrenzt werden – oder die Freifläche, die sich im auffälligen Unterschied zu den übrigen Plätzen der Altstadt weit, aber vergleichsweise wenig belebt entlang der Spiegelgasse öffnet. Wenig überraschend ist schliesslich die Feststellung, dass es in der Zürcher Altstadt Häuser gibt, die, weder ganz «modern» noch wirklich «alt» in den Formen, nicht mittelalterlichen oder frühneuzeitlichen Ursprungs sind, sondern im 20. Jahrhundert in die Fluchten der bestehenden Strassen und Gassen eingepasst wurden. Will man die in mehr oder weniger unauffälligen Heimatstilformen der dreissiger bis fünfziger Jahre erbauten Häuser aus der Erinnerung aufrufen, muss man sie aber wohl einzeln aufzählen: das ehemalige Kino «Wellenberg» etwa, das mit seinem grossen Volumen den Hirschenplatz auf dessen Südseite begrenzt; dessen Gegenüber an der Ecke zwischen Niederdorfstrasse und Rosengasse; das Haus, das an der Stüssihofstatt den Blick zur Limmat schliesst; die ehemalige Post, die mit ihrem massigen Volumen den Knick der Mühlegasse nachvollzieht und gegen die Limmat hin einen auffälligen Erker zur Schau stellt; oder der Eckbau, der am Münsterhof die Einmündung der Poststrasse verdeckt.

Nur wenig bekannt ist, dass sich diese Planungen und baulichen Eingriffe als Etappen einer Geschichte der gezielten und geplanten baulichen Erneuerung und Umgestaltung der Altstadt darstellen lassen. Nachdem die mittelalterlich geprägten Stadtteile durch die Entfestigung zur alten Stadt geworden waren, setzte diese Geschichte vielleicht Mitte des 19. Jahrhunderts mit der Anlage des Limmatquais, spätestens aber mit dem Neubau des heutigen Stadthausquartiers ein, das, zur neuen Stadt der Belle Époque gewandelt, seither gar nicht mehr als Teil der Altstadt wahrgenommen wird.[6] Sie fand ihre Fortsetzung nach der Wende zum 20. Jahrhundert zunächst in den von Gustav Gull entworfenen Verwaltungsbauten, dann aber während rund zweier Jahrzehnte in Planungen, die sämtlich unrealisiert blieben. Mosers Projekt erweist sich dabei als Teil einer sehr viel breiteren Debatte über die verkehrstechnische Modernisierung und hygienische Sanierung der Altstadt. Eine nächste Etappe dieser Geschichte bildet der gezielte Abbruch von Altstadthäusern, mit dem man seit den späten zwanziger Jahren an Nebengassen und in Hinterhöfen Zutritt für «Licht und Luft» schaffen wollte. Zunächst im Interesse einer raschen Abhilfe für das «Gässchenelend» verfolgt, wurde die Abkehr von Tabula-rasa-Planungen im Lauf der dreissiger Jahre zunehmend auch mit Verweis auf den historischen und ästhetischen Wert der Altstadt propagiert. Einen Wendepunkt dieser Entwicklungen markieren das Hotel «Storchen» und das erwähnte Eckhaus am Münsterhof: Sie zeigten in den späten dreissiger Jahren erstmals, wie man sich zeitgenössisch eine bauliche Erneuerung vorstellte, welche das «Stadtbild» ausdrücklich bewahren wollte, die einzelnen Häuser der Altstadt in ihrer Substanz aber als ersetzbar betrachtete. Eine solche auf «Erhaltung» des «Stadtbildes» zielende Sanierungspraxis verfolgte das Büro für Altstadtsanierung, mit dem die Sanierung der Altstadt 1946 in einer eigenen kommunalen Amtsstelle institutionalisiert wurde.

So zeigt sich, dass die zahlreichen in jenen Jahren entstandenen Neubauten in der Altstadt gezielt gefördert wurden und ihre architektonische Unauffälligkeit den zeitgenössischen Intentionen keineswegs widersprach.

Eine Geschichte dieser Planungen und baulichen Eingriffe versucht das vorliegende Buch zu leisten. Gegenstand der Untersuchung ist jenes Gebiet der Stadt, für das sich seit dem 19. Jahrhundert der Begriff der «Altstadt» eingebürgert hat und das mit der Ausdehnung der mittelalterlichen Ummauerung in etwa zusammenfällt. Nie mitgemeint waren in Zürich mit diesem Begriff die barocken Vorstädte, die im Lauf des 20. Jahrhunderts – und parallel zu den im vorliegenden Buch dokumentierten Planungen in der Altstadt – durch die Citybildung praktisch restlos ersetzt wurden. Die Darstellung setzt zeitlich mit der Entfestigung der Stadt im frühen 19. Jahrhundert ein und stellt zunächst im Sinn einer Vorgeschichte die Planungen und baulichen Eingriffe dar, mit denen die Erneuerung der Altstadt von der Jahrhundertmitte an allmählich zu einem festen Aufgabengebiet der städtischen Baupolitik wurde. Ihr Schwerpunkt liegt auf den Jahrzehnten zwischen 1920 und 1960, bevor sie mit der Einrichtung der städtischen Denkmalpflege schliesst, die im Jahr 1958 aus dem Büro für Altstadtsanierung hervorging und das Ende der Sanierungskampagnen in der Altstadt markiert. Eine Geschichte der Restaurierungspraxis der 1960er, 70er und 80er Jahre und ihre Fortschreibung bis in die Gegenwart könnte diese Darstellung fortsetzen, bleibt aber anderen Untersuchungen vorbehalten.

Bislang waren die Planungen und Sanierungskampagnen in der Zürcher Altstadt vor allem in einer Untersuchung von Ruedi Weidmann über den Zürcher Stadtbaumeister Albert Heinrich Steiner dargestellt, nachdem sie erstmals in den 1960er Jahren in einer Begleitpublikation zu einer Ausstellung im Helmhaus und später in einem Beitrag zur Geschichte der städtischen Denkmalpflege berührt worden waren.[7] Vor allem für die frühen Etappen des Themas bildet nun die umfassende Darstellung von Daniel Kurz zum Zürcher Städtebau zwischen 1900 und 1940 einen wertvollen Hintergrund.[8] Im Übrigen bilden Handbücher wie die *Kunstdenkmäler* oder das *Inventar der neueren Schweizer Architektur* (INSA) wichtige Grundlagen für das Thema; auch wird es nun in dem der Innenstadt gewidmeten Band der Reihe *Baukultur in Zürich* berücksichtigt.[9] Der bisherige Forschungsstand machte damit die Auswertung einer grossen Anzahl bisweilen heterogener Quellen nötig. Die benutzten Bestände im Zürcher Stadtarchiv, im Baugeschichtlichen Archiv sowie im Archiv der städtischen Denkmalpflege sind im Anhang dokumentiert. Dasselbe gilt für die gedruckten Quellen, wobei besonders Artikel aus den Zürcher Tageszeitungen, den Fachzeitschriften *Schweizerische Bauzeitung* (SBZ) und *Werk* sowie der Vereinszeitschrift des Schweizer Heimatschutzes und schliesslich zahlreiche einzelne Fachpublikationen von zentraler Bedeutung waren. Der vorliegende Text ist die streckenweise überarbeitete Fassung einer Lizenziatsarbeit, die im Frühjahrssemester 2008 von der Universität Zürich auf Antrag von Prof. em. Dr. Stanislaus von Moos angenommen wurde. Seither erschienene Literatur wurde so weit als möglich eingearbeitet.[10]

Einmal sind die hier darzustellenden Entwicklungen ein Beitrag zur Städtebaugeschichte der Stadt Zürich.[11] Zwar wurde die bauliche Entwicklung der Stadt in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts wohl sichtbarer von anderen Aufgaben dominiert: von der Anlage neuer Wohnquartiere und Erholungsgebiete in den 1893 und 1934 eingemeindeten Vororten, von der Modernisierung bestehender Quartiere für den wachsenden und zunehmend automobilen Verkehr oder schliesslich von der Anlage weiterer städtischer

Infrastrukturen. Gleichwohl dürfte die Sanierung der Altstadt in der zeitgenössischen Wahrnehmung einen grösseren Stellenwert eingenommen haben, als man ihr in der Rückschau vielleicht zubilligt. So war die Aufgabe, wie andere Themen des Städtebaus auch, ein Gegenstand der öffentlichen Debatte, und sie wurde von der kommunalen Baupolitik über die erste Jahrhunderthälfte hinweg kontinuierlich verfolgt.

In dieser Hinsicht handelte es sich um einen politischen Aushandlungsprozess, in dem sich sehr unterschiedliche Interessen kreuzten – oder trafen. In der lokalpolitischen Debatte engagierten sich dabei vor allem Vertreter der Sozialdemokratie im Zusammenhang wohnbaupolitischer Forderungen für das Thema; wichtige Akteure waren hier aber auch der Heimatschutz und – mehr im Hintergrund – die Berufsverbände der Architekten. Von ganz unterschiedlicher Seite erhielten die Sanierungskampagnen wesentliche Impulse. So spielte in den späten dreissiger Jahren die Kantonale Natur- und Heimatschutzkommission eine wichtige Rolle in den Diskussionen um das konkrete Vorgehen. Im Zweiten Weltkrieg erfuhren die Sanierungskampagnen eine massive Förderung durch Arbeitsbeschaffungsprogramme des Bundes, auf die in einem eigenen Exkurs einzugehen ist. Auf der Seite der Stadtverwaltung sind einige Persönlichkeiten zu erwähnen, welche aus anderen Themenfeldern der Stadtpolitik und des Städtebaus besser bekannt sind: in politischer Hinsicht war von den späten zwanziger bis in die vierziger Jahre hinein der langjährige Stadtrat und Stadtpräsident Emil Klöti ein wichtiger Protagonist der Sanierungskampagnen, innerhalb der städtischen Bauverwaltung in jenen Jahren vor allem Konrad Hippenmeier als Leiter des Bebauungsplanbüros, ab 1943 der neue Stadtbaumeister Albert Heinrich Steiner. Gerade Steiner, der vor allem als bemerkenswert durchsetzungsfähiger Planer der Zürcher Aussenquartiere in die Geschichte der Stadt eingegangen ist, wird hier im Kontext eines Themas darzustellen sein, das seinen besser bekannten übrigen Tätigkeiten einen vielleicht nicht unwesentlichen Aspekt hinzufügt. Indem die Sanierungskampagnen buchstäblich durch die Einrichtung der städtischen Denkmalpflege abgelöst wurden, bilden sie in institutioneller Hinsicht auch ein Kapitel aus der Geschichte – respektive Vorgeschichte – dieser Amtsstelle. Gleichzeitig tangieren sie, wie Dölf Wild in seinem Vorwort darstellt, die Geschichte der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich, die hier in gewisser Hinsicht als Vorgängerin einer institutionalisierten kommunalen Denkmalpflege darzustellen sein wird.

Neben ihrer Rolle in diesen stadtgeschichtlichen Zusammenhängen steht die darzustellende Geschichte auch als Beispiel für den baulichen Umgang mit Altstadtquartieren und damit für ein breites Phänomen im Städtebau der Moderne. Zunächst in den europäischen Metropolen, bald aber auch in Städten mittlerer Grösse wie Zürich galten die alten Stadtteile im Lauf des 19. Jahrhunderts zunehmend als sanierungsbedürftig. Forderungen des Verkehrs, der Hygiene, der Sicherheit oder der Repräsentation, aber auch das Bedürfnis nach grossflächigen Bauplätzen und die Interessen der Bauspekulation waren ausschlaggebend dafür, dass die in ihrer Anlage und Bausubstanz mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Stadtviertel in den Fokus städtebaulicher Planungen gerieten. Ging es darum, sie zu modernisieren, ersetzte man die bisherige Bebauung durch eine möglichst weitgehende und regelmässige Neubebauung, die Eigenheiten oder Unregelmässigkeiten des Stadtplans nur da berücksichtigte, wo dies aus meist praktischen Gründen nicht zu vermeiden war. Auch die einzelnen Neubauten nahmen in ihrer Architektur keinen besonderen Bezug auf den Ort; vielmehr wählte man für sie Formen, die als modern und zeitgenössisch emp-

funden wurden – was im 19. Jahrhundert in der Regel einer historistischen Architektur entsprach. Sollten bei der Erneuerung einzelne Bauten erhalten werden, wurden sie oft aus der umgebenden Bebauung freigelegt und möglichst allansichtig als isoliertes Objekt in eine nach zeitgenössischen Prinzipien gestaltete Neubebauung einbezogen.[12]

Kurz nach der Wende zum 20. Jahrhundert ist in der Städtebaudiskussion im Hinblick auf den baulichen Umgang mit den alten Städten ein tiefgreifender Wandel zu konstatieren. Hatte man zuvor lediglich Einzelbauten einen Denkmalswert zugesprochen, mehrten sich nun im Zeichen eines wachsenden Interesses für die historische Bedeutung und die ästhetischen Qualitäten zusammenhängender, meist mittelalterlich geprägter Ensembles und Stadtviertel die Bemühungen um deren Erhaltung. Gleichzeitig wurde aber weiterhin vor allem mit Verweis auf Verkehr und Hygiene die Sanierung und bauliche Erneuerung der Altstädte gefordert. Bezeichnend für die Debatten ist der Glaube an – oder jedenfalls die Berufung auf – eine Vereinbarkeit dieser Forderungen, indem nicht etwa die einzelnen Bauten, sondern das «Stadtbild» und der städtebauliche Zusammenhang der alten Stadtviertel als erhaltenswert galten. Aus diesen Positionen heraus entwickelte sich in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts eine Sanierungs- und Restaurierungspraxis, welche eine Erneuerung der Bausubstanz bei gleichzeitiger Bewahrung gewisser bildhafter Qualitäten des Stadtgefüges propagierte. Die einzelnen Häuser liessen sich dabei nach zeitgenössischer Auffassung durch Neubauten ersetzen, die durch ihre Gestaltung der Altstadt «angepasst» waren und für die sich in der Architekturgeschichte der Begriff des traditionalistisch gestalteten Anpassungsneubaus etabliert hat. Ihrem eigenen Selbstverständnis folgend, wird eine solche Praxis der Erneuerung hier als «stadtbilderhaltende» Sanierung bezeichnet werden. Gerade die Bemühungen, «Stadtbild» oder «Charakter» von Altstadtquartieren zu bewahren, zogen aber oft massive Eingriffe in Bild und Substanz der alten Städte nach sich. Indem sich Sanierungskampagnen, restauratorische Eingriffe und Ersatzneubauten an idealisierten Vorstellungen der jeweiligen Stadt und ihrer städtebaulichen Struktur orientierten, vereinheitlichten sie, wie jüngst Gerhard Vinken in seiner exemplarischen Untersuchung der Altstädte von Basel und Köln gezeigt hat, nicht selten tatsächliche Eigenheiten und überformten Brüche zugunsten eines homogenen Bildes von architektonischer «Tradition».[13]

Entsprechende Sanierungskampagnen wurden vor allem seit den 1930er Jahren in verschiedenen schweizerischen Städten, gerade aber auch in den beiden totalitären Nachbarländern Deutschland und Italien umgesetzt.[14] Auch an den Zürcher Projekten wird sich zeigen, wie gerade mit dem emphatischen Bezug auf die Tradition eine Sanierungspraxis verfolgt wurde, welche zu umso weitreichenderen Verlusten an tatsächlichen Zeugen aus der Baugeschichte der Stadt führte.

Dank

Ohne Mithilfe, Rat und Unterstützung durch viele Menschen wären dieses Buch und die zugrunde liegende Lizenziatsarbeit nicht entstanden. Ihren Ausgang hatte die Beschäftigung mit dem Thema ursprünglich in einem Gespräch mit Prof. Stanislaus von Moos genommen, der die Arbeit später auch mit viel Interesse und guten Ratschlägen – und mit Geduld! – begleitete. An ihn geht an dieser Stelle ein sehr umfassender und sehr herzlicher

Dank. Genau dasselbe gilt für meine Eltern Verena und Klaus Fischli-Maag und meine Partnerin Maarit Felicitas Ströbele, die mich bei der Arbeit an dem Thema immer unterstützt und ermuntert haben, Letztere beide zudem mit der kritischen Lektüre des Buchmanuskripts respektive der Lizenziatsarbeit.

Von meinen StudienkollegInnen und FreundInnen möchte ich ausdrücklich Cornelius Krell, Geraldine Ramphal und Michael Wagner in diesen Dank einschliessen. Ebenso geht mein sehr herzlicher Dank an alle Personen, welche auf den verschiedenen Etappen meiner Arbeit ihr Fachwissen mit mir teilten und sich für das Thema engagierten. Urs Baur und Thomas Meyer waren erste Gesprächspartner bei meinen Recherchen und haben mir den Zugang zu den Planschränken des ehemaligen Büros für Altstadtsanierung im Keller der städtischen Denkmalpflege geöffnet. Im Baugeschichtlichen Archiv unterstützte Esther Fuchs meine Recherchen, im Stadtarchiv Dr. Max Schultheiss wie auch die hilfsbereiten LesesaalmitarbeiterInnen, im gta-Archiv Daniel Weiss. Dr. Dölf Wild setzte sich sehr für das Thema ein, zwischenzeitlich sorgte aber auch Dr. Sonja Hildebrand dafür, dass die Beschäftigung mit der Zürcher Altstadt aktuell blieb. Dem Kunsthistorischen Institut in Florenz verdanke ich die Möglichkeit, auch über das vorgesehene Ende meines Aufenthalts hinaus noch einen Arbeitsplatz zu benutzen. Zur Hauptsache dort entstand aus der Lizenziatsarbeit allmählich ein Buchmanuskript. Der Vorstand der Antiquarischen Gesellschaft hat dieses nicht nur in die Reihe der Vereinigung aufgenommen, Dr. Roland Böhmer und Martin Leonhard haben es auch aufmerksam gelesen. Schliesslich haben die Sponsoren mit grosszügigen Beiträgen überhaupt erst möglich gemacht, dass dieses Buch nun gedruckt vorliegt.